

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 3.

Mittwoch, 5. Januar.

1916.

(18. Fortsetzung.)

Die Frau auf Borg.

Humoreske von Otto Güder.

(Nachdruck verboten.)

Unter der Einwirkung von Lucys heimlich flehendem Blick sah Waltham wie auf Kohlen. „Meine Frau hat gesellschaftliche Verpflichtungen in New York“, log er. „Sie will noch heute Abend zurückfahren. Ich sagte Ihnen ja bereits, daß ihr Kommen sozusagen eine Überraschung darstellte.“

Doch Smith schnitt jede Einwendung ab; er tat ordentlich entriistet. „Das wäre noch schöner!“ meinte er umgehalten. „Es wäre ja fast eine Beleidigung für mein einfaches Haus, wollte Frau Waltham meine Einladung abschlagen. Was sollte meine Frau davon denken!“ Er wendete sich direkt an die schwer ihre Unbefangenheit bewahrende Lucy. „Sagen Sie selbst, kann es wichtigere Verpflichtungen geben? Hier handelt es sich um die Bestätigung eines Vertrages von historischer Bedeutung, der sich in seiner umfassenden Wirkung in beiden Ehehälften fühlbar machen wird. Ich meine, in einem solchen Falle gehört die Frau zum Manne. Sie brauchen indessen nicht zu fürchten, Frau Waltham, daß es Ihnen an gewohnter Bequemlichkeit fehlen wird. Ist mein Haushalt auch schlicht und frei von jeder weltlichen Hoffart, so haben wir im Oberstod doch ein recht behagliches Stübchen, in welchem sich auch ein junges Eheglück gemütlich aufzuheben fühlen kann.“ Er streckte Lucy die Spinnenfinger hin. „Ihre Hand darauf, Frau Waltham, ich bin ein schlichter, einfacher Mann — Sie werden mein Haus mit Ihrer Anwesenheit schmücken, nicht wahr?“

Lucy waren die Tränen nahe, doch sie mußte sich wohl oder übel fügen. Nur einen flehenden Blick sandte sie Waltham zu; er mußte einen schicksalichen Ausweg finden. Bei der ersten unbewachten Gelegenheit hauchte sie ihm auch zu: „Um Himmels willen, Herr Waltham, Sie müssen Rat schaffen. Hier im Wagen konnte ich manches tun, was — was —“ sie schluckte mutig — „was nicht ganz korrekt von mir war. Aber ich kann doch nicht in ein wildfremdes Haus unter falschem Namen, in einer Stellung, die mir nicht gebührt, gehen. Das müssen Sie doch einsehen!“

Das sah Waltham freilich ein, doch ebensowenig sah er einen Ausweg. Sie hatten sich in eine Sackgasse verannt, aus welcher es keinen Ausweg gab. Er legte sich aufs Bitten. In beweglichen Worten stellte er dem Mädchen die von ihm selbst als unerträglich empfundene Lage vor und beschwor sie, nur noch wenige Stunden lang tapfer auszuhalten. „Kommt unser Schwindel jetzt heraus, so ist alles verloren, das müssen Sie doch einsehen! Der brave Smith würde wie ein Ober schäumen. Er würde die ihm gespielte Komödie nie verzeihen, und das käme einer Kriegserklärung gleich. Eine solche wäre gleichbedeutend mit meinem Ruin. Den können Sie doch nicht wünschen!“

Lucy stand schmerzhaft, vergeblich rang sie nach Festigkeit. „Ich bin nur ein schwaches Mädchen und habe nichts außer meinem Ruf!“ sagte sie tonlos.

„Wem sagen Sie dies? Sehe ich aus wie einer, der ihm entgegengedragenes Vertrauen mißbrauchen kann?“ wendete er ein.

Sie schüttelte mit dem Kopfe. „Das ist es nicht. Ich schäme mich nur so schrecklich! Wie eine Verbrecherin erscheine ich mir!“

Sie konnten nicht weiter verhandeln, aufgeräumt rief Smith nach ihnen. Er und Jüngersoll hielten sich auch den ganzen Tag in ihrer Nähe. Sie wollten wissen, was es zu essen gäbe, und boten sich zur Mithilfe an. Als sich dann herausstellte, daß Lucy Kartoffelkuchen, Herrn Smiths Leibgericht, bereiten konnte, erbot er sich gar zum Kartoffelschälen. Es waren aber keine Kartoffeln da. Doch Smith wußte Rat; sie fuhren ja auf Linien, die seiner Alleinherrschaft unterstanden. So wurde eine Depesche aufgegeben, und auf der nächsten Haltestation wurde ein großer Storb mit Kartoffeln in den Wagen geschoben.

Nun konnte sich Lucy der Herren gar nicht mehr erwehren; sie besetzten die Küche, erwiesen sich freilich mehr hinderlich als nützlich. Doch unter anderen Umständen hätte des Mädchens gesunder Sinn wohl die in der eigentümlichen Lage liegende Komik zu würdigen gewußt. Da schälten zwei der mächtigsten Multimillionäre der modernen Welt in ihrem Dienst Kartoffeln, und der durchtriebenste Korporationsanwalt von ganz Amerika bekam beim ungeschickten Santieren mit dem Reibeisen blutige Fingerspitzen, was seinem Eifer indessen durchaus nicht Abbruch tat.

So konnte aber keine rechte Heiterkeit in des Mädchens niedergedrückter Seele aufkommen; sie war stiller und gedrückter als am Vortag und empfand es als Wohlthat, daß die so ungewohnt Beschäftigten dafür um so gesprächiger waren.

Weiter und immer weiter rasselte der Zug, ohne daß es Lucy gelungen wäre, noch einmal zu ungehörter Rücksprache mit Waltham zu gelangen; Smith und dessen Begleiter hatten es förmlich darauf abgesehen, die beiden nicht allein zu lassen, als bereitete es ihnen eine Genugtuung, ein junges Liebesglück zu stören. Förmliche Qual bereitete es Lucy, als Waltham sie später zum Singen aufforderte. Sie konnte nicht gut ausweichen und mußte sich an den Flügel legen. Doch als ihre Finger erst über die Tasten glitten, verstand sie die gute Absicht Walthams und war ihm dankbar. Die geliebte Musik verschaffte ihrem fieberisch schlagenden Herzen lösende Berstreuung. Niederstauchend in das ewig schöne Tonmeer unsterblicher Melodien, fand sie Vergessen für das drangvolle Wirrwahl des Augenblicks.

Sie wurde es nicht gewahr, daß, während ihre Schönheitstrunkene Seele sich auf den Schwingen der Musik über die engen Alltagsgrenzen erhob, Smith und sein würdiger Genosse sanft eingeschlafen waren. Auch Waltham hatte nicht acht darauf; er sah wie im Wahn. Wie aus eisgesprengter Hülle der frische Quell zum Tage drängt, so rauschten aus seiner Seele Tiefen längstvergessene Gefühle zum Licht empor. Immer sieghafter beschlich ihn zugleich die wehmütige Erkenntnis, daß die hastende Jagd nach dem allmächtigen Dollar

nicht das Höchste und bei weitem nicht das Seligste war, das es anderes gab für ein junges Herz, das zu kämpfen sich lohnte — für ein junges Herz! In diesen weisevollen, weltentrichteten Einfuhrstunden entdeckte John B. Waltham seine längst versunken geglaubte Jugend wieder!

Endlich waren sie in Leadville. Smith hatte sein Kommen durch eine Depesche gemeldet. Man erwartete ihn seine Familie schon auf dem Bahnsteig. Das war ein allgemeines Vorstellen, ein unaufhörliches Begrüßen, das Lucy vollends wirr machte. Mechanisch fühlte sie sich von einem Arm in den anderen geschoben. Da waren eine Menge überlange und hagere Mädchen mit reizlosen Mählgesichtern und flachblonden Haaren, eine immer sommerprossiger und ungraziöser als die andere, lauter „noch zu habende“ Töchter des Smithschen Baares. Da war Frau Smith selbst, so dürr und benvelt wie dieser. Ein Schauer faßte Lucy vor all den Umarmungen und Küssen, die sie willenlos über sich ergehen lassen mußte. Dann sah sie in einer Equipage und fühlte sich von Fragen bestürmt, die in wirrem Durcheinander an sie gestellt wurden, was für eine Geborene sie sei, wo sie ihre Mädchenjahre verlebte, wann und wo sie ihren Mann kennen gelernt, wo sie ihre Toiletten machen lasse, wie ihre New Yorker Wohnung eingerichtet sei, wieviel Dienerschaft sie halte. So und mehr schwirrte es ihr in die schmerzenden Ohren. Sie hätte sich verzehnfachen müssen, um all diese neugierigen Fragen auch nur zum Teil zu beantworten.

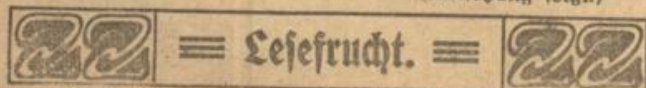
Im Smithschen Landhause wurde es nicht anders. Sie sah sich an einer gedeckten Tafel sitzen und hatte das Gefühl, als ob man ihr Hammelfleisch und Bohnen im Übermaß aufnötigte. Dann pries man ihr köstliches Brunnenvasser an, und Herr Smith erging sich in einem langschweifigen Vortrag über die Vorzüge des Wassertrinkens. Mit keinem Wort erwähnte er die von ihm am Vorabend in reichlichem Maße genossene „Medizin“; er wendete sie heute auch nicht an, sondern blieb beim Wasser. Dazwischen hörte sie Fingersolls merckende Stimme. Zuweilen sprach auch Waltham, der zwischen dem Ehepaar saß, während sie zur Seite Smiths saß und dessen älteste Tochter zur Tischnachbarin hatte.

Immer mehr fühlte Lucy sich von der Erregung übermannt. Dazu kam die Abspannung, sie empfand ein immer mehr zur Geltung kommendes Verlangen nach Alleinsein, um sich von Herzensgrund ausweinen zu können.

Doch die unaufhörlich plappernden Mädchen ließen ihr keine Ruhe. Sie mußte nach allen Seiten Auskunft geben und war Waltham ordentlich dankbar, daß dieser ihrer Unkenntnis weltgewandt immer wieder zur Hilfe kam, indem er sich in weitschweifigen Erläuterungen seines New Yorker Stadthaus, seiner Besichtigung in Newport, sowie seiner Dampfjacht erging. Fast vagabundhaft nickte Lucy nur immer wieder zu all den schonungslosen Fragen, bis endlich Frau Smith ihre Müdigkeit wahrnahm und zur Ruhe zu gehen vorschlug.

Das gab wieder eine neue schreckliche Qual für Lucy. Wohl machte Waltham einen letzten verzweifeltsten Versuch, ihr das Auserste zu ersparen, indem er wieder auf sein störendes Schnarchlaster zu sprechen kam und vorschlug, ihm ein kleines Sonderzimmer für die Nacht zu geben, doch das Smithsche Ehepaar erstickte jede Opposition im Keime. „Das müssen Sie sich schon gefallen lassen, lieber Waltham“, erklärte er, „Sie sind in ein patriarchalisch geführtes Haus eingetreten. Ja, das wird Ihnen, dem Weltkinde, eigen vorkommen. Hier finden Sie nichts vom Land der Welt. Wir können Ihnen leider nicht zwei Zimmer zur Verfügung stellen.“

(Fortsetzung folgt.)



Des Menschen Sinn faßt so unendlich viel, und ist doch manchmal auch so plötzlich voll von einer Kleinigkeit.

Spionenschliche in früheren Kriegen.

Seit Kriege geführt wurden, gab es geheime, nicht-militärische Agenten, die dem Feinde unter falscher Maske allen möglichen Schaden zuzufügen suchten. Der wesentliche Unterschied zwischen den Ausübenden dieser Spionagetätigkeit und den als Gegner offiziell anerkannten Kämpfern in Uniform besteht darin, daß die letzteren durch ihre Uniform den Vorschriften des allgemeinen Völkerrechts entsprechen, während die ersteren durch ihren Zivilstand und die damit verbundenen Verkleidungen und Fälschungen sich außerhalb des Kriegsvölkerrechts stellen. Während der patrouillierende und rekonstruierende Soldat zwar alle Mittel der List und Verschlagenheit anwendet, um den Feind auszuforschen und ihm dadurch zu schaden, verheimlicht er jedoch nichts hinsichtlich seiner Eigenschaft als militärische Persönlichkeit. Wird er ergriffen, so ist er durch seine Uniform als Kombattant gekennzeichnet und hat als solcher, falls er nicht im ehrenvollen Kampfe gefallen ist, Anspruch, als Kriegsgefangener behandelt zu werden. Würde dieser Soldat aber die Kleider eines Bauern angelegt haben, um in dieser Maske seine Aufgabe als Aufklärer zu erfüllen, so würde er dem Kriegsbrauch entsprechend als Spion behandelt werden. Die außerordentliche Gefährlichkeit, die in der Heimlichkeit liegt, rechtfertigt die strengen Strafen, die in ihrer Härte abwechselnd wiclen sollen. Andererseits aber wird der Spion hierdurch veranlaßt, sich aller Mittel und Listen zu bedienen, um seine heimtückische Arbeit durchzuführen. Aber eine Anzahl interessanter Spionagemittel und Spionetricks, die in früheren Kriegen gebraucht wurden, berichtet Winfried Lübecke im nächsten Heft der bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift „Über Land und Meer“. Seit jeher waren das geistliche Gewand und der Frauenrock eine beliebte, mit häufigem Erfolg verwendete Spionenverkleidung. Hierüber schrieb zu Anfang des 19. Jahrhunderts ein französischer Feldmarschall: „Die besten Spione sind oft Frauen und Priester, die für gewöhnlich weniger Verdacht als andere Personen erregen; letztere können besonders in katholischen Ländern eine Menge Dinge entdecken, die man nur durch sie erfahren kann.“ Im Kriege 1812 bediente sich die russische Armee des berühmten gewordenen Spions Figner, um aus der Umgebung Moskaus wichtige Nachrichten zu erhalten. Figner, der fliehend Französisch sprach, erschien des öfteren im französischen Lager, wobei er jedesmal eine andere Maske anlegte. So trat er als Landstreicher, als französischer Offizier und als Händler auf. „Im deutsch-französischen Kriege 1870/71 begaben sich zahlreiche als Priester verkleidete französische Spione aus dem belagerten Paris zu den Linien der deutschen Truppen, und zwar gerade an die Stellen, wo, wie sie wußten, Regimenter aus katholischen Gegenden lagen, die natürlich auf das ihnen heilige geistliche Gewand nicht schossen, so daß der strenge Befehl erteilt werden mußte, daß ohne Rücksicht auf Priester, die sich den deutschen Stellungen an anderen als erlaubten Punkten zu nähern versuchten, geschossen werden sollte.“

Auch das Zeichen des roten Kreuzes war damals ein beliebter Deckmantel: „Im preussischen Hauptquartier zu Versailles hielten sich als Krankenwärter in einem französischen Bazar der frühere erste Vizepräsident der französischen Gesellschaft in Berlin, Le Comte, der Vertreter von Benedetti, auf, desgleichen mehrere geheime Emisäre des französischen Revolutionsministeriums, ebenfalls als Krankenpfleger, die sämtlich verhaftet wurden.“ Im Burenkriege gingen die Engländer mit einem ganzen Heer von Spionen vor: „Sie bedienten sich zur Beförderung von Nachrichten hauptsächlich der einheimischen gerissenen Viehdiebe. Der englische Generalleutnant Sir Baden-Powell berichtet darüber: „Diese Mitteilungen waren natürlich stets in Geheimschrift geschrieben oder in Hindostani mit lateinischen Buchstaben usw. Das Papier, auf dem die Botschaft stand, wurde zu einem Kugelhaken gedreht und in ein kleines Loch, das man in einem Spagierstock gebohrt hatte, eingepreßt; die Öffnung wurde dann mit Lehm oder Seife verschlossen. Zuweilen wurde das Papier auch in einen Pfeifenstumpf unter den Tabak gesteckt und konnte so im Notfall, ohne daß Verdacht erweckt wurde, verbrannt werden, oder man schob es zwischen die Stiefelsohlen oder nähte es in die Kleiderfalten ein. Diese Eingeborenen verstanden auch die Sprache der Rauchfeuer und gaben über die Bewegungen und über die Stärke des Feindes dadurch Auskunft, daß sie je nachdem größere oder kleinere Rauchwolken aufsteigen ließen. Unsere eingeborenen Boten

Läufer, die auf diesen Gängen durch die feindlichen Linien hindurch mußten, preßten die Briefe zu festen kleinen Kugeln zusammen und überzogen diese mit Zafelblei, wie es zur Verpackung von Tee verwendet wird. Diese kleinen Kugeln trugen sie an einer um den Hals geschlungenen Schnur. So wie sich ihnen nun ein Feind näherte, ließen sie die Kugeln auf den Boden fallen, wo diese dann von den Steinen schwer zu unterscheiden waren, und bestimmten die betreffende Stelle genau, damit sie sie später, wenn die Luft rein war, wiederfinden konnten." Die größte Meisterschaft in der Spionage legten die verschlagenen Japaner im Kriege gegen ihren heutigen russischen Bundesgenossen im Jahre 1905 an den Tag. Die als Kellner, Hausierer und Lastenträger verkleideten Espione arbeiteten mit so gerissenen Methoden, daß die Russen sich nicht mehr zu helfen wußten. „Der Hausierer trug in seinem Korb Waren verschiedener Farben, welche den Farben der Regimenter entsprachen, also schwarz, blau, rot und weiß. Hierbei bezeichnete eine bestimmte Sorte von Waren die verschiedenen Waffen. So zum Beispiel, wenn er Hausierer Tabak und Zigarren feilhielt, bezeichneten die Pakete eine Waffe, während die Zigaretten eine andere bezeichneten; hierbei wendeten sie noch Mundstücke mit verschiedenen Farben an. Ab und zu wurden noch kleine Bemerkungen darauf in chinesischer Schrift gemacht, und nun war der Kundschafter imstande, aus seinem verbliebenen Warenvorrat die Anzahl der gezählten Truppeneinheiten abzuleiten. Diese kleinen Bemerkungen, einzeln gelesen, waren ohne jede Bedeutung, in einer gewissen Reihenfolge aber zusammengestellt, bildeten sie ganze Meldungen.“

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Notquartier.

Notquartier in Russisch-Polen,
Nach langem Marsch, die Stimmung äußerst trübe;
Die Notquartiere soll der Ruck holen,
Sie sind der Not gehorchend, nicht dem eig'nen Triebe.

Donnerwetter, tadellos!
Gelobt sei'n alle gute Geister,
Meine Freude riesengroß —
Ich und vier Mann zum Bürgermeister.

Aber leider allzu plötzlich
Hat die Freude sich verflüchtigt;
Gleich nachdem wir sehr ergötzt
Unser Notquartier besichtigt.

Sieben Töchter und ein Sohn;
Die Eltern, auf Besuch zwei Tanten,
Lagen in dem Raume schon,
Wo wir Unterkunft noch fanden.

Aber unsre Köpfe wog
Hogen Hühner voll Blätter;
Reben dem Kamin, im Dred,
Wälzte sich ein Vorstentier.

Gurke, Rabe, Hühner, Schweine,
Soldaten, die Tanten, die Eingekerkerten,
Die Eltern, dazwischen waide Beine,
Die den Töchtern angehörten.

Ah, die Töchter! Wer wird's wagen,
Nachdem mein Aug' sich überzeugt,
Wir nur einmal noch zu sagen:
„Der Polin Reiz bleibt unerreicht!“

Kurzum, 'ne schauerhafte Widnis,
In meinem Leben für und für
Vergesse niemals ich das Widnis
Von meinem ersten Notquartier.

O, deutsche Frau'n, wenn euch gelüstet
Zu schau'n einmal in solch' Behausung,
Dann rat ich auch: Bleibt fort, ihr mühtet
Hernach nach Grodno zur Entlausung.

(Bens. Mz.)

Albert Müller.

Eine Reise durch Deutschland in den „Daily News“. Die „Daily News“ veröffentlicht an führender Stelle die folgende Schilderung einer Deutschlandreise durch einen neuwachen Mitarbeiter: „Bereits beim Einlaufen meines Auges an der deutschen Grenze empfing ich einen starken Eindruck der Sicherheitsmaßregeln zur Überwachung des Reisenden.“

lehrt. Die Kontrolle über die ankommenden und fortziehenden Reisenden ist bis in die letzte Einzelheit ausgedacht und ausgearbeitet. Ich glaube nicht, daß es möglich ist, überhaupt noch eine verlässliche Überprüfungsorganisation ins Werk zu setzen. Alle Passagiere wurden Offizieren, Grenzbeamten und Soldaten zum Vorhinein und zur Durchsichtung gegenübergestellt. Die ganze Überprüfung nahm ungefähr einund-einhalb Stunde in Anspruch. Alles ging in Ruhe und nach geordneten Regeln vor sich. Ich muß gerechtfertigt feststellen, daß das Benehmen sämtlicher Beamten und Militärpersonen den Reisenden gegenüber tadellos war und daß zwischen deutschen und neutralen Personen kein Unterschied in der Behandlung gemacht wurde. Niemand wurde mehr belästigt, als die Umstände in solchen Zeiten es erfordern. Als ich schließlich in dem deutschen D-Zug saß, stellte ich im Gespräch mit meinen Abteilgenossen fest, wie einheitlich die Stimmung des Publikums ist. Jeder, mit dem ich sprach, war felsenfest davon überzeugt, daß Deutschland aus diesem Kriege siegreich hervorgehen werde. Sie halten alle ihr Vaterland für unbeflegbar und lassen sich nicht im geringsten durch die feindliche Presse beeinflussen. Der Bahnverkehr ist ausgezeichnet. Die Züge verkehren in allen Richtungen mit hervorragender Pünktlichkeit. Für die Soldaten, die in Zivilistengügen reisen, werden eigene Abteilungen freigehalten. Meist aber werden sie in besonderen Militärzügen befördert. Die Zahl der Soldaten, denen man beim Reisen auf den Haltestellen begegnet, ist ungeheuer. Die gewaltigen Mengen vortrefflich aussehender Soldaten, die ich in Deutschland erblickte, machten mir den Eindruck unerschöpflicher Reserven. Trotzdem werden alle öffentlichen Einrichtungen und Anter in ausreichender Weise durch männliche Beamte versorgt. So z. B. arbeitet die Post ohne jede Störung, und die Zahl der Eisenbahnbeamten ist so groß, daß man nirgends Störungen begegnet und überall ohne Schwierigkeiten Gepäckträger usw. vorfindet. Die fleischlosen Tage erregen im Publikum keinerlei Mißbehagen, und alle Kriegsvorschriften werden mit patriotischem Eifer erfüllt. An Nahrung ist kein Mangel, und viele Frauen äußern sich mit Befriedigung über die Speisevorschriften, die eine größere Abwechslung bringen. In allen Speisewagen der D-Züge erhält man ein ausgezeichnetes Mittagmahl für 3 M. Die Theater und Kinos sind in vollem Betrieb. Überhaupt gipfelt der Gesamteindruck einer Reise durch Deutschland im letzten Kriegsmontat darin, daß das gegenwärtige Leben sich von dem in normalen Zeiten nicht wesentlich unterscheidet.“

Ein Augenzeuge über die letzten Kämpfe auf serbischem Boden. Eine interessante Szene aus dem Schlußakt der Tragödie, die die Vernichtung des serbischen Heeres darstellt, zeichnet ein Augenzeuge in der „Stampa“. „Eine serbische Kompanie“, so erzählt er, „kam in unser Dorf. Mit gesenktem Haupt, langsamen Schritten, krocheten sie daher, aus der letzten Stadt, die noch den Truppen König Peters geblieben war, waren sie vertrieben worden. Sie haben bei Dabaras, bei Brilep gekämpft, aber umsonst. Sie mußten Monastir aufgeben, und heimlich bei Nacht trug sie ein Zug auf Saloniki zu. Sie waren nichts weiter mehr wie eine besiegte ausgehungerte Herde, das durchlebte Elend hatte jede Empfindung, die sich über das Tierische erhebt, in ihnen getötet. Unsere Leute sammelten sich um sie und befragten sie mit Fragen über die letzten Kämpfe. Sie antworteten nicht. Sie zitterten vor Kälte in ihren Uniformen, die während der vier Kriegsjahre so dünn wie Leinwand geworden waren. Bei einer Militärbäckerei blieben die Serben bewegungslos stehen, ganz benommen von dem Anblick der Brote. Einer von ihnen fragte: „Wie, Ihr eßt hier wohl noch?“ Das war alles, was man von ihnen an diesem Tage hörte. Nun soll die Ausrüstung der aus Monastir Entkommenen (es sind wohl ein paar Hundert) ausgebessert werden, und dann sollen sie das Heer im Orient verstärken. Hier Dörfer, das ist alles, was Serbien noch blieb, und auf diesem Bodenstrich ist das serbische Heer nur noch durch einige Soldaten in grauen Röcken, die um die abgenagerten Körper herumhängen, vertreten. Um 8 Uhr meldet das Telefon einen ungarischen Angriff auf unsere linke Flanke. Mein Auto setzt sich in Bewegung, und schnell fahren wir durch Negotin und Rabadar, wo jetzt eine Division liegt. Meine, in Schnee gebettete Dörfer strecken ihre Türme zum Himmel empor. Die Hälfte dieser Dörfer liegt in Trümmern, die Bewohner haben bisher die Häuser, die in den vorhergehenden Kriegen zerstört wurden, nicht wieder aufgebaut. Sie haben auch auf den Anbau von Getreide verzichtet, das niemals

reißte. So kommt es, daß das Land heute verödet ist. Wir kamen näher heran. Der dumpfe Kanonendonner wurde deutlich hörbar. Ein Reiter raste im schnellen Galopp vorüber. Schon bevor wir an die Front kamen, boten sich uns mannigfaltige kriegerische Bilder. Wir fuhrten an der Bagage, dem Artilleriepark, der Anbuhlung vorüber. Das eingeschlossene enge Tal, das von Arivolar herführt, verteilte sich auf die Tereina zu einer weiten Ebene. Über dem weißen Schneeboden wuschelte ein Rabenschwarm im Kreise. Der Schlachtenlärm zieht sie an, anstatt sie abzuschrecken. Nicht weit von der Brücke von Bogarci ruht ein Hauptmann der afrikanischen Jäger, der mit seinen Beuten hier in Reserve liegt, zu: „Ach, Sie kommen, um sich über die Situation klar zu werden?“ Dieser nervös herbeigekommene Satz schien zu sagen: „Die Dinge liegen nicht so, wie wir's gern möchten.“ Ein bulgarisches Geschütz fällt in den Fluß. Wir gelangen auf das linke Ufer und befinden uns in der Feuerlinie. Unserer Infanterie, die in kleinen Trüppchen verstreut in den verschiedenen Abzweigungen der Schützengräben verteilt liegt, die parallel der Tereina verlaufen, erwartet den feindlichen Angriff mit dem Gewehr in der Schießscharte. Der Feind war hinter der Deichslappe. Plötzlich brach rechts auf Kirgiri zu unermutet heftiges anhaltendes Geschützfeuer los. Die uns gegenüberliegende Deichslappe erhielt jäh Bewegung und Leben, das sind die Bulgaren; sie sind dort, um herüber zu feuern, sie sind nur 500 Meter entfernt. Salvenfeuer! Aber was ist geschehen? Die Deichslappe verfällt wieder in Unbeweglichkeit. Der Feind hat sich während unseres Feuers ohne Deckung gerade vor uns befestigt. Nun ging das Artilleriefeuer auf beiden Seiten los. Da verstand ich, erst recht, was da vor sich gegangen war: unsere Gegner, die wir erblickt hatten, waren keine Infanteristen, es waren Artilleristen, die die Geländekraft vollbracht hatten, ihre Kanonen 1500 Meter von uns entfernt aufzustellen.“ (Ly.)

Das Theater als Kriegstrost in England. Zur Hebung der merklich gesunkenen Stimmung in der englischen Bevölkerung erwähnt eine der bekanntesten Erscheinungen des Londoner Gesellschaftslebens, Frau Plafair, in der neuesten Nummer des „Sunday Pictorial“ ihre Stammesgenossinnen, den Theaterbetriebe in London durch Besuch aufrechtzuerhalten. „Es gibt Leute“, schreibt die ebenso energische wie bühnenfreundliche Dame, „die es für eine Sünde halten, in diesen traurigen Zeiten die Theater zu besuchen. Wenn das ganze englische Volk so dächte, würde dies wahrscheinlich zu einem gewaltigen Rückgang unserer nationalen Stellung führen und Großbritannien würde besetzt werden. Wenn wir uns mit hängenden Köpfen traurigen Betrachtungen überlassen, könnten wir aus dem Traum erwachen, wenn die deutschen Soldaten in London einmarschieren. Was immer geschehen mag, — wir dürfen uns nicht einer solchen, unserem Charakter entgegengesetzten Stimmung hingeben. Man braucht bloß an die Geschichte zu denken, um die besten Beispiele für die Richtigkeit dieser Ermahnung zu finden. Als der Komral Drake den Angriff der berühmten Armada erwartete, zerstreute er sich durch ein Marmesspiel. Und vor der Schlacht von Waterloo gab die Herzogin von Richmond in Brüssel einen Ball, an dem die Offiziere der englischen Armee teilnahmen. Um diesen Geist herzustellen, müssen die Frauen Englands sich in der gegenwärtigen Zeit vereinigen, um die Aufführungen in den Theatern aufrechtzuerhalten, während der Krieg mit Schrecken und Vernichtung weiter tobt. Die Theatervorstellungen sind die beste Arznei gegen den krankhaften Zustand von Erwartungen und Enttäuschungen. Nichts ist in diesem schwierigen Augenblick wichtiger als die Aufrechterhaltung der Volksmoral. Nur der Theaterbesuch erhält uns normal in diesen anormalen Zeiten. Die Bevölkerung Englands sollte in die Theater gehen. Dies gilt für alle, ganz besonders aber für die Frauen. Die Frauen in unserem Lande sollen nicht weiter die Zeit damit verbringen, über die Opfer und Entbehrungen zu jammern, denen sie jetzt unterworfen sind. Die Theater sollen die Gemüter stärken und die Gedanken an die Gefahr fernhalten! . . .“

Lord Derby als Regiekünstler. Nach Abschluß des großen Rekrutierungsfelzuges, den der ungekrönte Refraktion-König Lord Derby in England zur Beschaffung der so unbedingt erforderlichen Soldaten unternahm, veröffentlicht das „Journal“ einige unterhaltende Geschichten über die Theaterkünstler, mit denen die Werbung unternommen wurde. Eine Episode, die für den „Patriotismus“ der Bürger Bri-

tanniens und die Soldatennot der englischen Kriegsleitung außerordentlich bezeichnend ist, sei hier wiedergegeben: „Um die jungen Leute zum Eintritt in die Armee zu veranlassen, wurden die phantastischsten Ideen und Einrichtungen zur Anwendung gebracht. Tag für Tag konnte man in den Straßen Londons den seltsamsten Auszügen begegnen, die geradezu aus der Märchenwelt oder von der Bühne eines Ausstattungstheaters gekommen zu sein schienen. Und auf allen Plätzen, vor allen Denkmälern, spielten sich romantische Szenen ab, die auf den Geist und das Gemüt der wehrfähigen Jugend einwirken sollten. So erlebte man unlängst auf dem Charing-Cross-Platz, im Zentrum der Londoner City, inmitten des Verkehrsverkehrs ein Schauspiel merkwürdigster Art. Vor der Juving-Statue hatte eine Werbe-Kommission Platz genommen, um die Vorübergehenden zum Militärdienst aufzufordern. Die Hauptnummer der Veranstaltung bestand darin, daß der bekannte Londoner Schauspieler Norman Brighton in der Panzerkleidung eines Ritters aus dem Mittelalter erschien und mit weithin schallender Stimme flammende Kriegsgedichte vortrug. Die englischen Blätter berichten, daß Norman Brighton in dieser Rolle, die er sicherlich nicht in seiner „Bühnenlaufbahn“ vorgezogen hätte, bei der versammelten Volksmenge einen großen Erfolg errang.“

Der Film in der Meeresstiefe. Eins der am schwersten zu erforschenden Gebiete der Natur war bisher die Tiefe des Meeres. Doch Wissenschaft und Technik, die auch die vorherigen Gebiete zu erobern suchten, ermöglichten in neuerer Zeit durch Schaffung der Unterseephotographie die freie Beobachtung und das Festhalten des Lebens unter der Meeresoberfläche. Die ersten Versuche auf diesem Gebiet wurden bereits vor Jahren angestellt, und als einem der Ersten gelang es dem Biologen Dr. Francis Ward, praktische Erfolge in dieser Hinsicht zu erzielen. Wie einem der Unterseephotographie und ihren letzten Errungenschaften gewidmeten Artikel im neuesten Heft der „Umschau“ zu entnehmen ist, wurden die ersten Unterwasseraufnahmen durch Einbauen eines Glashauses in einem Tauchbohrer hergestellt. Hinter einer Glaswand, deren Dicke der Stärke des Wasserdrucks entsprach, wurden Momentaufnahmen von Wassertieren gemacht, die zum erstenmal das Leben dieser Geschöpfe in vollster Freiheit authentisch vorführten. Später wurde von E. Williamson ein Apparat konstruiert, der in das Wasser versenkt wird. Die Tauchkammer dieses Apparats steht durch ein elastisches Rohr mit einem Wasserfahrzeug in Verbindung. In der aus Stahlblech hergestellten Kammer nimmt der Operateur mit seinem Apparat Platz. Die Wandstärke der Kammer ist für einen Wasserdruck in 244 Meter Tiefe berechnet. Zur Beobachtung und zur Herstellung der Aufnahmen dient ein in die Kammer wasserdicht eingefügter Trichter aus Metall, der nach außen mit einer sehr widerstandsfähigen Glasplatte von ungefähr 1 1/2 Meter Durchmesser verschlossen ist und sich nach innen bis auf 1/2 Meter Durchmesser verengt. An dem inneren Ende des Trichters sind zwei Glascheiben angebracht: die eine für das Sehen, die andere als Bildausschnitt für die photographische Kamera. Da in klaren Gewässern das eindringende Sonnenlicht verhältnismäßig stark wirkt, ist es unter günstigen Wasser- und Lichtverhältnissen möglich, selbst in großer Tiefe mit Belichtungszeiten von nur 1/20 Sekunden zu arbeiten, so daß selbst sehr rasche Momentaufnahmen gemacht werden können. Diese Möglichkeiten haben in neuester Zeit auch den Spürsinn der Kinoindustrie erweckt. Durch Verbesserung der einzelnen Teile des Tauchapparats zur Erzielung scharfer Aufnahmen bei möglichst kurzer Belichtungszeit ist es geglückt, einwandfreie Untersee-Filmaufnahmen herzustellen. Nunmehr hat eine amerikanische Filmgesellschaft es zum erstenmal unternommen, in großem Maßstab Kinobilder in der Meeresstiefe herzustellen. Zu diesem Zweck wurde eine Expedition nach den Bahama-Inseln unternommen, da im Gebiet dieser Inseln das Wasser von selbstamer Klarheit und die See reich an Flora und seltenen Tieren ist. Die Filme, die auf dieser Reise aufgenommen wurden, bilden jetzt die neueste Sensation der New Yorker Kinos. Man sieht idyllische Wassergärten, den Kampf eines Tauchers mit einem Haifisch und Raubfische beim Verzehren eines Flederlabbers. Doch läßt die eingehendere Bewertung dieser neuesten photographisch-technischen Errungenschaft auch umfangreiche rein wissenschaftliche Verwertungen zu.